

Meine neue Welt

Rostow-am-Don/Rußland
vom 1. 10. 1996 – 31. 3. 1997

Inhalt

Zur Person	196
Was es für uns heißt, ins Ausland zu reisen	196
Ich lerne, mit Fremdem umzugehen	198
Nuri	198
Jennifer	200
Reisen in die Zeit. Ein Schicksaal – zwei Länder	202
Weimar	202
Buchenwald	204
Berlin	206



Irina Samochina, 26 Jahre. Geboren in Kursk, Rußland. Besuchte in Rostow am Don eine Schule mit erweitertem Deutschunterricht. Studierte Journalistik an der Rostower Staatsuniversität. 1992 Abschluß der Universität mit dem Diplom. Während des Studiums bereits Mitarbeit bei der Zeitung „Krestjanin“. Nach Abschluß des Studiums Arbeit in der Anzeigenabteilung der Zeitung. Seit 1994 Leiterin der Anzeigenabteilung. Nach der Teilnahme des Chefredakteurs der Zeitung „Krestjanin“ an dem von der Journalistenschule der WAZ organisierten Seminar

„Politisches System und Massenmedien in der Bundesrepublik Deutschland“ wurden zwei Lokalredaktionen, sowie zwei lokale Anzeigenabteilungen innerhalb des „Krestjanin“ gegründet. In diesem Zusammenhang erschien ein von der Heinz-Kühn-Stiftung finanziertes Praktikum für die Organisation dieser neuen Abteilung eine sinnvolle Hilfe sowohl für die Zeitung als auch für meine persönliche und berufliche Entwicklung.

Was es für uns heißt, ins Ausland zu reisen

Bevor ich darüber berichte, was mir die von der Heinz-Kühn-Stiftung finanzierte Reise erbracht hat, möchte ich kurz erklären, was das Wort „Reise“ für einen in der Sowjetunion geborenen Menschen bedeutet. Ich benutze bewußt die Bezeichnung „Sowjetunion“ und nicht „Rußland“, aus dem gegenwärtig jedes Jahr Hunderttausende ins Ausland reisen.

Das Wort „Ausland“ ist nicht nur ein Wort für uns, es trug immer einen geheimnisvollen Klang und war immer mit der Vorstellung von Unerreichbarkeit verbunden. Die Politik der regierenden kommunistischen Partei war in dieser Beziehung ungewöhnlich schlicht: je weniger der Mensch reist, desto weniger weiß er darüber, was hinter den Grenzen seines „wohlhabenden“ Heimatlandes vor sich geht. Natürlich waren die Parteifunktionäre nicht so dumm, nicht zu verstehen, daß derartige Vergleiche nicht zu unseren Gunsten sein konnten. Daher bestand der „Eiserne Vorhang“, der von Stalin zwar nicht explizit erklärt worden war, mehrere Dezennien. Und Jossif Wissarionowitsch wußte, was es zu fürchten galt: die sowjetischen Truppen kehrten 1945 aus den damals schon nicht mehr russischen Dörfern der Ukraine und Weißrußlands zurück. Sie kehrten vielmehr aus Europa zurück. Und ungeachtet der Tatsache, daß sich der russische Soldat als Sieger fühlte, und Europa ausgeplündert und zerstört war, so hatten doch viele Soldaten in den Trümmern nicht den untergehenden Kapitalismus, sondern den früheren Wohlstand gesehen. Viele hatten in den vier Kriegsjahren ihre Ansichten und die blinde Liebe zur kommunistischen Heimat verändert.

Als Zeichen dafür, daß der Bürger der UdSSR nicht von den anderen Ländern, der anderen Welt isoliert ist, faßte die sowjetische Regierung den Beschluß, in Moskau ein Internationales Jugendfestival durchzuführen. Zu diesem Ereignis kamen Jugendliche aus vielen Ländern der Welt. Es fanden Konzerte, Diskussionsforen, Theatershows statt. Die sowjetische Jugend spürte, daß ein frischer Wind durch das Land ging... und wurde doch grausam betrogen.

Repräsentanten aus verschiedenen Städten und unterschiedlichen sozialen Gruppen, die an dem Festival teilnahmen, wurden sorgsam ausgewählt. Unter den Teilnehmern fand sich kaum ein Nicht-Mitglied des Komsomol, die Mehrheit von ihnen waren Parteimitglieder. Natürlich konnte unter den Delegierten der Konferenz niemand sein, der in der zaristischen Armee gedient hatte. Das Festival dauerte nur einige Tage...

Danach vollzog sich die Bewegung der Massen nur in eine Richtung: Die Freunde aus den verschiedenen Ländern der Welt konnten nur zu uns kommen, nicht wir zu ihnen. Die versprochene Freundschaft versiegte, die Liebesgeschichte endete mit einer Katastrophe. Also reisten die sowjetischen Bürger überhaupt nicht – dies war in der Mehrheit der Fälle so. Oder aber, falls es doch zu einer Reise kam, wurden die Reisenden mit Sorgfalt überprüft, die sich ein westlicher Mensch nur schwer vorstellen kann. Nach Befragungen und Tausenden von Warnungen wollte der ins Ausland Reisende nur noch eins: wohlbehalten zurückkehren und nach der Rückkehr seine Arbeit nicht verlieren.

Mein Vater zum Beispiel fuhr 1971 ins Ausland, nach Italien. In jener Zeit arbeitete er als Korrespondent der „Prawda“ (Zentralorgan des ZK der KPdSU). Aber die Führung zweifelte immer an der Zuverlässigkeit ihrer Mitarbeiter – ebenso wie der KGB. Zum Glück hatte mein Vater keine Verwandten in den während des Krieges vom Feind okkupierten Gebieten (eine der Fragen auf dem Antragsformular für die Ausreise). Obwohl – was für ein Unsinn. Halb Rußland war okkupiert. Aber mein Vater kannte seinen leiblichen Vater nicht, er war von einem anderen Mann erzogen worden. Im Ausreiseantrag jedoch bestand man darauf, daß er seinen leiblichen Vater finden und seine Adresse benennen sollte bzw. gegebenenfalls den Ort seines Grabes. Der Vater wurde ausfindig gemacht, und mein Vater konnte seine Reise nach Italien antreten, wo er wirklich kein Wort mit einem Italiener wechselte.

So also lebten wir. Aus eigener Erfahrung wußten wir nicht, was im Ausland vor sich ging. Nachrichten erfuhren wir nur aus den Zeitungen und dem Fernsehen. Ich denke, es lohnt sich nicht, ihren Inhalt zu kommentieren. Bei uns hatten alle eine Meinung. Wer eine andere Meinung hatte, war in unserer Gesellschaft isoliert. Auf verschiedene Weise.

Als der „Eiserne Vorhang“ fiel, und wir die Möglichkeiten zum Reisen erhielten, erlebte unser Volk den größten Schock der letzten zehn Jahre. Unser Bewußtsein machte eine richtige Evolution durch: von einer allgemeinen Begeisterung für den Westen hin zur Fähigkeit, die eigene Meinung zu formulieren. Abgesehen davon, daß wir keine Möglichkeit hatten zu rei-

sen, konnten wir auch nicht mit Menschen kommunizieren, die nicht so waren wie wir. Wobei eigentlich das eine aus dem anderen resultiert. Wir stellten uns natürlich vor, daß es eine andere Welt gibt, jedoch war diese Vorstellung nur theoretisch und von Stereotypen geprägt. Jede Reise ist für uns nicht nur eine Besichtigung von Sehenswürdigkeiten, es ist vielmehr die Öffnung der Welt, von der wir so lange abgeschnitten waren.

Ich lerne, mit Fremdem umzugehen

Ich möchte in diesem Kapitel keine Informationen darüber geben, wieviele Studenten aus welchen Ländern der Welt im Goethe-Institut in Iserlohn studierten. Dann trüge dieses Kapitel Züge eines geographischen Nachschlagewerks.

Ich möchte nur von den Leuten erzählen, mit denen mich das Schicksal zusammenführte und von meinen persönlichen Eindrücken.

In Iserlohn habe ich in einem Wohnheim gewohnt. Das Wohnheim war nicht groß, es umfaßte nur dreizehn Zimmer. In einigen Zimmern wohnten zwei Personen. Insgesamt waren es nur fünfzehn, sechzehn Personen. Aber...

In den ersten Tagen war mein Urteil eindeutig: Das ist eine Klinik. Man kann nicht an einem Ort Menschen aus fünfzehn verschiedenen Nationen unterbringen und ihnen anbieten, zusammen zu leben und gemeinsam die Freizeit zu verbringen. Mein Wunsch, mit der Welt in Kontakt zu treten, verflog, sobald der Dampf aus den Töpfen in der Küche aufstieg, und der unbekannte Küchengeruch sich im ganzen Haus ausbreitete.

Wir können uns nicht miteinander unterhalten – das heißt, wir können uns gegenseitig nicht tolerieren und anerkennen. Ich habe das mit großen Schwierigkeiten gelernt. Es hat mich Nerven gekostet, mich damit abzufinden, daß irgendwo Menschen leben, die sich von mir grundsätzlich unterscheiden. Und jetzt nicht irgendwo, sondern im benachbarten Zimmer.

Nuri

Nuri kommt aus Lybien. Er ist 35 Jahre alt und verheiratet. Er lernt Deutsch, da er in seinem Land die Firma Siemens vertreten soll. Das ist der Grund dafür, daß ich mit Nuri vier Monate in einer Gruppe gelernt habe, zwei Sprachkurse lang. In den letzten Monaten lernte zusammen mit uns eine Jüdin aus Moskau, Natalja Grinberg, was Nuri einen Schock versetzte. Es ist schwierig, sich vorzustellen, daß Nuri in den ersten beiden Wochen keinerlei Kontakt mit Natalja hatte – er fragte sie nichts, er unterhielt sich nicht mit ihr, er bemühte sich, während des Unterrichts keine Dialogübungen mit ihr machen zu müssen. Er konnte nicht über seinen Schatten springen. Später, nachdem er mit Erstaunen festgestellt hatte, daß die am Institut lernenden Studenten ungeachtet der politischen und ideologischen Gegensätze

miteinander kommunizieren, konnte sich Nuri doch noch dazu entschließen. Seine erste Frage an Natalja lautete: „Sag bitte, ich habe gehört, daß viele Juden nach Deutschland emigrieren. Wo konzentrieren sie sich?“ Nuri interessierte jetzt sehr, wo in unseren Reisepässen die Nationalität angegeben wird. Wie groß war seine Enttäuschung, als er erfuhr, daß in unseren Reisepässen die Nationalität nicht angegeben wird. Nur das Land, aus dem der Mensch kommt. „Aber wie erfährt man, daß ein Jude vor dir steht?“, wunderte sich Nuri. Im Gegensatz zu der ruhig auf diese Frage reagierenden Natalja, versetzte mir diese Frage einen Schock. Augenscheinlich war Natalja derartige Fragen gewöhnt. Ich warf Nuri alle erdenklichen antisemitischen Sünden vor. Der letzte Satz, den ich selbst von mir hörte, lautete: „Hat man dir in deiner Kindheit zu Hause denn nicht erklärt, daß...“

Und hier brach ich ab. Mein Gott! Ihm hatte man in der Kindheit etwas völlig anderes erklärt... – Später kam es mit Nuri zu einem unerwarteten Zwischenfall. Er rettete Frau Grinberg. Natalja kehrte spät abends aus der Bibliothek zurück. Ein unbekannter Passant wurde aufdringlich, er ging sogar soweit, sich bei ihr einladen zu wollen. Natalja wurde verzweifelt – es war dunkel auf der Straße, der Mann reagierte nicht auf ihren Widerspruch. Da kam Nuri zufällig vorbei. Glücklicherweise beurteilte er die Situation sofort richtig – nahm Natalja ruhig an die Hand und sie gingen stolz davon.

Am nächsten Tag war ich begeistert und lobte Nuri freundlich für seine Tat. (Das alles passierte nach einem Ausflug nach Amsterdam.) Nuri aber antwortete mir, daß doch nichts Ungewöhnliches darin liege, daß man Frauen auf der Straße belästige. „Was erwartet Ihr denn, wenn Eure Schwestern in Amsterdam ihren Körper verkaufen.“...

Leichte Konflikte waren mit Nuri an der Tagesordnung. Nuri bestand darauf, daß es für mich an der Zeit sei, mit dem Rauchen aufzuhören. Er regte sich auf und spuckte sogar auf den Boden: „O wenn meine Frau...“ Es begann der Ramadan, und ich erfuhr mit Schrecken, daß Nuri fünf mal am Tag beten muß und bis zum Sonnenuntergang nicht essen darf. Natürlich habe ich über diese Tradition viel gelesen und gehört, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie wirklich irgendwo strikt eingehalten werden und dazu noch fern der Heimat. Aus meinem Kalender schrieb sich Nuri sorgfältig die Zeiten des Sonnenauf- und -untergangs ab. Die letzte Geschichte erstaunte mich endgültig. Die ganze Gruppe (Thema der Unterrichtsstunde) mußte sich gegenseitig einladen. Nuri lud mich gastfreundlich zu sich ein, aber er wies mich auf folgende Bedingungen hin: wenn ich mit meinem Mann komme, dann unterhält sich Nuri mit ihm, während ich mich mit seiner Frau unterhalten muß, andere familiäre Kontakte sind nicht erwünscht. Und überhaupt ist es besser, wenn Frauen nicht mit Männern an einem Ort zusammenarbeiten. Es kann ja alles mögliche passieren. Und wenn etwas passiert ist, dann werden die Unverheirateten mit Stöcken geschlagen und Verheirateten gräbt man bis zum Hals in Sand ein und erschlägt sie mit Steinen.

„Und das kommt tatsächlich in der heutigen Zeit vor?“

„Und warum nicht? Aber das passiert nur selten. Man muß nur ein ordentliches Leben führen und niemand wird dich steinigen wollen.“

... So haben wir gemeinsam gelebt, in ständiger Zankerei und mit gegenseitigen Vorwürfen aller erdenklichen Sünden. Bis dahin habe ich nicht verstanden, was ich von ihm lernen kann! Aber jetzt sehe ich: einer mir unbekanntem Kultur kann ich nicht das Recht auf Existenz absprechen. Und wenn das Leben mir die Möglichkeit bietet, etwas über verschiedene Kulturen zu erfahren, so muß ich diese Gelegenheit nutzen. Um selbst etwas zu erfahren und es den eigenen Kindern zu erklären, damit die Kinder meine Fehler nicht wiederholen.

Jennifer

Lange vor meiner Abreise nach Deutschland habe ich erfahren, daß zusammen mit mir eine Stipendiatin der Heinz-Kühn-Stiftung aus Simbabwe am Goethe-Institut lernen wird. Aus irgendeinem Grund hat mich das sofort interessiert. Ich habe einen Atlas geholt, um mich zu informieren, wo dieses Land sich befindet. Zentralafrika. Ausgezeichnet – mir sagt das überhaupt nichts. Ich habe vorher noch nie etwas über Afrika gehört. Nun, es gibt so ein Land...

Ich stelle mir die Beziehung zu meiner zukünftigen Bekannten schwierig vor. Uns trennten mehr als zehntausend Kilometer und die völlige Unkenntnis des jeweils anderen Landes voneinander.

Jennifer wurde meine beste Freundin während der vier Monate, die wir in Iserlohn verbrachten. Zehntausende Kilometer Entfernung, verschiedene Erziehung, verschiedene Lebensumstände spielten keine Rolle. Wir verstanden uns auch ohne Worte. Jennifer half mir, die von mir als so schwer empfundene Trennung von meiner Familie zu bewältigen, die Depression der ersten Wochen. Sie hat auch ein Kind, einen Sohn, der während ihres Studiums in Deutschland bei einem Onkel in London untergebracht war.

Jennifer ist älter als ich. Aber das ist nicht das Wichtigste. Sie ist auch klüger als ich. Uns verbanden die Kinder und das, was wir in unseren Ländern erlebt hatten. Wenn einer meiner russischen Freunde den folgenden Witz erzählte: „Kommt ein Freund der Familie zu Besuch. Die Hausfrau fragt ihn: ‚Wollen Sie ihre Hände mit Seife waschen?‘ ‚Wieso?‘ ‚Nun, es gibt zwei Möglichkeiten: Händewaschen mit Seife oder Tee mit Zucker“; lachte Jennifer von Herzen. Dabei verstanden die meisten anderen Ausländer nicht, worum es geht. Sie konnten nicht verstehen, daß es in unserem Land eine Zeit gab, in der es weder Zucker noch Brot zu kaufen gab. In Simbabwe war es auch so.

Jennifer wußte, was Geldmangel und Erniedrigungen bedeuten, und was es für eine Freude ist, die Welt zu entdecken.

Bis zum Jahr 1980 war Simbabwe eine britische Kolonie. Wer denkt schon, daß noch vor 15 Jahren Jennifers Mutter und sie selbst nicht das Recht hatten, Kleidung im Geschäft anzuprobieren. Es gefällt dir, kauf's

und verschwinde. Die Kleidung durfte nicht mit der Haut eines Afrikaners in Berührung kommen. Und am besten war es, das Haus abends nicht zu verlassen: Meine weißen Brüder gingen währenddessen in der Stadt spazieren. In den Restaurants bestand das bedienende Personal natürlich aus Afrikanern. Aber wenn in den Restaurants eine weiße Striptease-Tänzerin auftrat, mußte das schwarze Personal den Saal verlassen.

Jennifer erzählte mir das alles in Köln. In der Wohnung, die sie gemietet hat, an einem runden Tisch, saßen außer uns noch zwei meiner Freunde und meine Schwester mit ihrem Mann. Wir fünf Weiße wußten nicht, was wir darauf sagen sollten. Wir schwiegen bedrückt. Und jeder von uns wünschte, daß es sowas nicht gegeben habe und daß dieser Teil ihres Lebens aus ihrem Gedächtnis getilgt werden könne.

Aber mein Gott, wir selbst erkennen die Afrikaner eindeutig an ihrer Hautfarbe: wir schauen uns auf der Straße nach ihnen um, bedienen sie langsamer, möchten ihnen nicht überflüssigerweise zulächeln. Vielleicht liegen hierin die Wurzeln des bekannten afrikanischen Stolzes und die Fähigkeit, sich seines Wertes bewußt Antwort zu geben und zu handeln.

Jennifer hat eine katholische Schule besucht, die als liberal in bezug auf die Haltung gegenüber Afrikanern galt. Aber auch dort machten die Afrikaner nur 6% der Gesamtzahl der Schüler aus, und in den höheren Klassen war sie die einzige Afrikanerin. „Das war sehr schwierig“, sagt Jennifer ruhig zu diesem Thema. Wir können nur raten, wie schwer es für sie wirklich war.

Jennifer ist auch der Bürgerkrieg vertraut. Nach der Unabhängigkeitserklärung Simbabwe kämpften zwei Stämme um die Macht: Schona und Ndebelle. Die Ndebelle kamen aus Südafrika und zeichneten sich durch hohe Aggressivität aus. Die wichtigsten Kämpfe des Bürgerkriegs fanden in der Hauptstadt der Ndebelle statt, in Bulawayo, das alles dauerte nicht lange, nur zwei Wochen. Aber Jennifers Familie lebte zu der Zeit in Bulawayo. Und Jennifer studierte an der Universität in Harare. Sie konnte nichts über ihre Verwandten erfahren... Jetzt bestand das Parlament in Harare zur Hälfte aus Schona und zur anderen Hälfte aus Ndebelle. Aber der Frieden zwischen ihnen ist zerbrechlich.

Seit siebzehn Jahren bekleidet Robert Mugabe den Posten des Präsidenten. Früher mochten ihn alle. Heute sind viele nicht zufrieden mit seiner Politik. „Aber die Opposition ist sehr schwach“, seufzt Jennifer. „Zu Mugabe gibt es keine Alternative. Und wir wählen ihn immer und immer wieder.“ Erinnerst uns dieses Verfahren nicht an irgendetwas?

Jennifer hatte Angst vor dem Rassismus in Deutschland, von dem sie gehört hatte.

Glücklicherweise hat Jennifer hier jedoch keine Erniedrigungen hinnehmen müssen, sondern gewann im Gegenteil viele Freunde. Ich werde bestimmt die Lehrstunden nicht vergessen, die dieser Mensch mir gegeben hat. Ein Mensch, der stolz sein, etwas erdulden, verzeihen und lieben kann.

Reisen in die Zeit. Ein Schicksaal – zwei Länder

Aber kehren wir zu der Reise zurück, die mich den Leuten, über die ich berichtet habe, sehr nahebrachte.

Es ist schwer sich vorzustellen, daß ich in einer so kurzen Zeit so viel gesehen habe. Paris, Amsterdam, Brüssel haben mein Herz erobert und bleiben für immer in meinem Gedächtnis. Wie sehr ich mich über die Erkenntnis gefreut habe, daß mich keine politischen Hindernisse davon abhalten, meinen Kindern dies alles auch zeigen zu können. Ich hoffe sehr, daß wenn meine Tochter groß genug ist, um die Schönheit dieser Länder zu würdigen, sich nichts an der politischen Situation in unserem Land ändert. Wie unangenehm war es mir zu erkennen, daß meine Eltern und Verwandten, die ein anstrengendes, arbeitsreiches Leben geführt haben, das alles nicht sehen konnten. Ich hoffe, daß das Alter und die alltäglichen Probleme es ihnen dennoch erlauben werden, die Kulturen dieser Länder kennenzulernen.

Trotzdem wird mein Bericht nicht von den Hauptstädten dieser Länder handeln. Der Bericht handelt vielmehr von den Städten, die mich in Deutschland begeistert haben. Begeistert vor allem nicht wegen des großartigen architektonischen Erbes, sondern vielmehr wegen der tiefen Verbindung zur Geschichte und Kultur Rußlands, zur Geschichte der ehemaligen UdSSR.

Weimar

Wir sind Ende Dezember nach Weimar gefahren. Es begann zu schneien, als wir noch auf dem Weg dorthin waren. In der Nacht fror es stark und am Morgen war die Landschaft Rußland sehr ähnlich.

Früher habe ich schon viele Städte in Deutschland gesehen – Köln, Dortmund, München, Düsseldorf usw. Aber Weimar hat mich aufgrund seiner alten Architektur und der Verschiedenheit ihrer Stile begeistert. Dies ist wohl deshalb so, weil alle anderen aufgezählten Städte während des Zweiten Weltkriegs sehr stark zerstört wurden und auch, weil in der Stadt der Geist der klassischen Kultur herrscht.

Wie erstaunlich war es, lebendige Andenken an diejenigen zu sehen, über die ich nur in den Lehrbüchern in der Schule und in der Universität gelesen hatte. Denn hier lebten und wirkten Wieland, Herder, Schiller, Bach, Liszt und schließlich auch der berühmte Goethe.

Im Zentrum der Stadt steht nicht weit vom Gartenhaus Goethes ein kleines Puschkin-Denkmal. Der Reiseleiter erklärte uns, daß das Denkmal zum Gedenken an die enge Wechselwirkung der beiden Kulturen aufgestellt wurde. Es herrsche sogar die Ansicht, daß die beiden Schriftsteller in einem Briefwechsel standen. Als ich über Weihnachten zu Hause in Rußland war, beschloß ich, dieser Frage nachzugehen. Ich glaube, daß man aufgrund der Beziehungen zweier berühmter Schriftsteller die Verflechtungen zweier Kulturen gut verfolgen kann.

In Rostow am Don nahm ich Kontakt zu Dr. phil. Sababurova, einer Dozentin für ausländische Literatur an der Rostower Universität auf, die sich mit der Beziehung zwischen Goethe und Puschkin beschäftigt. Frau Sababurova freute sich und war gleichermaßen erstaunt über mein Interesse an dieser Frage. Die Rostower Universität interessiert sich schon lange für das Problem der schöpferischen Wechselbeziehungen der zwei Genies. Die Wissenschaftler gehen davon aus, daß beide in gleichem Maße an dem Thema der west-östlichen Synthese interessiert waren. Auch die Motive ihrer Werke, die sich diesem Thema widmen, zeigen Ähnlichkeiten. Ein Briefwechsel zwischen Goethe und Puschkin ist nach Aussage der Rostower Wissenschaftler nicht nachgewiesen. Schon allein die Tatsache, daß nicht einmal Hinweise darauf vorhanden sind, spricht für dieses Faktum. Aber bei Goethe waren bekannte russische Schriftsteller wie Schukovskij und Turgenev zu Gast, mit denen Puschkin befreundet war. Sie haben ihm auch von Puschkin erzählt.

Puschkins Werke wurden in jener Zeit nicht ins Deutsche übersetzt, so daß Goethe die Lyrik Puschkins nicht beurteilen konnte. Es ist interessant, daß Puschkin selbst nicht Deutsch konnte und die Werke der deutschen Schriftsteller in der französischen Übersetzung las. Einige Werke las er offensichtlich in der russischen Übersetzung von Schukovskij.

Über die Übersetzung ausländischer Werke schrieb Puschkin folgendes in einem seiner Aufsätze: „In Rußland findet man eine besondere Liebe gegenüber Goethe, Schiller und Shakespeare.“

Und dennoch glaubt der russische Wissenschaftler Gessen, daß Puschkin erst spät zu dem Verständnis der Werke Goethes vorgedrungen ist. Den Name des großen Schriftstellers erwähnt Puschkin zum ersten Mal 1822. Aber später lassen die zahlreichen Bemerkungen Puschkins zu den Werken Goethe erkennen, welche Bedeutung er dessen Werk beigemessen hat. Zweimal stellt Puschkin seinen Gedichten Epigramme aus Goethes Werken voran. Einmal einem kleineren romantischen Gedicht eine Zeile aus „Faust“: „Gib meine Jugend mir zurück.“ Und sechs Jahre später noch eine Zeile aus „Wilhelm Meister“: „Kennst du das Land...“ Frau Sababurova erzählte mir, daß Puschkin zusammen mit anderen Schriftstellern versuchte, Goethes Werke aus dem Deutschen zu übersetzen.

Ich fand heraus, daß diese Versuche der Übersetzer und junge Poet Guber unternahm. Einmal zerriß Guber aufgrund der ständigen Eingriffe der Zensur seine Manuskripte. Puschkin zwang ihn, sich ein weiteres Mal an die Übersetzung zu begeben. „Mit seinen Ratschlägen, unter seiner ständigen Kontrolle“, schrieb Guber, „ist es schwer, voran zu kommen. Viele Stellen der Übersetzungen sind von Puschkin.“

Vor längerer Zeit erzählte mir mein Vater, daß er noch als Student davon gehört habe, daß Goethe Puschkin seine Feder geschenkt habe. (Übrigens bestand zwischen den beiden Schriftstellern ein großer Altersunterschied von fünfzig Jahren.)

Diesbezüglich schreibt der Biograph Puschkins Annenkov (1885): „Goethe schickte Puschkin durch einen Reisenden seine Feder, die von vie-

len im Arbeitszimmer Puschkins in einem edlen Etui gesehen wurde. Auf dem Etui war eine Aufschrift: Geschenk von Goethe.“

Die Philologen der Rostower Universität glauben, daß Goethe die Feder nicht Puschkin persönlich geschenkt hat. Denn Puschkin war noch ein sehr junger und unbekannter Poet in jener Zeit. Die Feder hatte Schukovskij für Puschkin von Goethe erbeten.

Aber das ist nur ein interessantes Detail. Erhalten geblieben ist das reiche literarische Erbe der beiden. Es gibt uns die Möglichkeit, das Werk der beiden großen Schriftsteller zu vergleichen und zu bewundern.

... So hat die kurze Reise mir den Anstoß gegeben, viel Interessantes zu erfahren. Vielleicht bin ich im Unrecht, aber mir scheint, daß eine Reise nicht mit der Besichtigung der Architekturdenkmäler und der Abfahrt aus einer Stadt beendet werden sollte. Es ist gut, wenn sie darüber hinaus begeistert und Anlaß für eine weiterführende Beschäftigung bietet. Dies ist in meinem Fall geschehen.

Buchenwald

Weimar hat mir nicht nur angenehme Momente bereitet. In der Nähe von Weimar befand sich ein faschistisches Konzentrationslager. Die Ausgeburt... nein, nicht des deutschen Volkes, sondern eines grausamen totalitären Systems. Erneut Übereinstimmungen. Und zwar: die von dem sowjetischen totalitären System hervorgebrachten Lager, die von dem russischen Schriftsteller Solženicyn eindrücklich beschrieben worden sind, haben sich nur wenig von den auf deutschem Boden entstandenen Lagern unterschieden. Ebenso wie auch die Architektur und Kunst des Hitler- und des Stalin-Regimes sich ähnelten und die Ideale und Werte im Bewußtsein unserer verführten Völker. Das Schweigen hat bis hin zur Massenhysterie beide Länder ergriffen. Nicht umsonst hat der russische Historiker Suvorov in einer seiner letzten Publikationen einen Schluß gezogen, der das ganze Land erschütterte: „Wenn Hitler nicht als erster die UdSSR angegriffen hätte, wären wir ihm zuvorgekommen.“ Er führt in seiner Arbeit schlagende Fakten an, die nicht mit denen übereinstimmen, die wir in der Schule gelernt haben. Wir wollten dies nicht glauben. Viele konnten die in ihrem Bewußtsein entstandenen Schranken nicht überschreiten.

Es ist interessant, daß die Ausführungen des Reiseleiters und die von mir in der Großen Sowjetischen Enzyklopädie gelesenen Informationen einander diametral gegenüberstehen. In der Großen Sowjetischen Enzyklopädie (aus den 70er Jahren) heißt es: „1943 wurde das Internationale Lagerkommittee gegründet, an dessen Spitze sich Kommunisten befanden. Anfang April 1945 umfaßte die Organisation 178 Gruppen, darunter 56 sowjetische Gruppen. Am 11. April 1945 unternahmen die Insassen Buchenwalds unter der Führung des Lagerkommittees einen Aufstandsversuch. Aus dem Aufstand resultierte die Liquidation des Lagers.“

Der Reiseleiter erzählte, daß als die amerikanischen Truppen in das Lager kamen, diese erstaunt gewesen seien, weil sich die Häftlinge nicht freuten. Dafür hatten sie keine Kraft mehr. Viele vegetierten nur noch vor sich hin.

Ja, Widerstandsgruppen hatte es gegeben, die faschistischen Truppen waren demoralisiert, viele desertierten, aber nur weil sich der Ring der alliierten Truppen immer enger schloß. Als die Faschisten das Lager verließen, erschossen sie, um sich selbst zu retten, in den letzten Tagen noch Hunderte Häftlinge und beerdigten sie nicht mal.

Vor der Fahrt nach Buchenwald hatte man uns gewarnt, daß dies eine anstrengende, schwierige Exkursion wird. Man konnte von ihr auch Abstand nehmen. Nicht für alle sei das interessant, nicht alle stehen das durch. Aber dennoch führen sehr viele. Es war eine multinationale Gruppe. Darunter waren auch Studenten aus Australien und Neuseeland, die nur eine sehr ungenaue Vorstellung von dem Zweiten Weltkrieg hatten. Später stellte sich heraus, daß viele überhaupt nicht wußten, wohin sie fahren. Nachdem wir einen Dokumentarfilm gesehen hatten, lief eine japanische Studentin in der Gruppe hin und her und fragte immerzu: „Warum?“

Der Reiseleiter erzählte, daß als die amerikanischen Truppen in das Lager kamen und erschüttert Hunderte von Leichen sahen, daß Kommando der Truppen den Entschluß faßte, die Einwohner Weimars zur Beerdigung der Toten heranzuziehen. So mußten die Einwohner gezwungenermaßen in das Lager auf den Berg kommen. Diese Momente kann man in dem Dokumentarfilm sehen. Sowohl die Frauen als auch die Männer weinten. Menschen, die noch wenige Jahre zuvor im Taumel Hitler begrüßt hatten. Er liebte Weimar übrigens sehr und war dort sehr oft.

„Wir wußten nichts“, sagten viele von ihnen. Der amerikanische General sprach daraufhin seine bekannten Worte: „Wir lebten in Amerika, tausend Kilometer von hier entfernt und wußten alles. Aber Ihr, die ihr am Fuß dieses Berges lebt, wußtet nichts?! Das ist eine Lüge!“

Einer der Studenten aus den entfernteren Ländern rief mit Erstaunen aus: „Aber warum, warum wußten sie es und taten nichts?“

Ich schaute den Reiseleiter traurig an. Wir wußten warum.

Es ist wahr, daß die Leute, die am Fuß des Berges lebten, nicht wußten, was im Lager passierte. Alles ist sehr einfach – sie wollten es nicht wissen. Wie wir nicht wissen wollten, was in den Lagern in Workuta, Kolyma und auf den Solowkij-Inseln passierte. Die ganze Welt sprach darüber. Und nur Leute, deren Verwandte nachts verhaftet wurden, und deren Vorgesetzte tagsüber aus den Büros weggeführt wurden, nur sie dachten, daß es keine Schuldigen ohne Schuld gibt. Natürlich hat man in Weimar etwas gehäht, wie auch die Leute in Leningrad etwas gehäht haben. Aber auch sie schwiegen, weil sie jeden Tag die Augen ihrer Kinder sahen.

Das kann wahrscheinlich derjenige nicht verstehen, der die blinde Massenpsychose, die Erniedrigung und die Angst nicht erlebt hat.

Berlin

Zuletzt möchte ich über unsere Exkursion nach Berlin berichten. Wahrscheinlich ist es ein wenig dumm, einem Deutschen über Berlin berichten zu wollen, aber es handelt sich wiederum um meine persönlichen Eindrücke über die Hauptstadt Deutschlands.

Ungeachtet der Politik des „Eisernen Vorhangs“ fuhren die Westdeutschen doch immer auch in den östlichen Teil Deutschlands. Viele, die in der Zeit des Sowjetregimes Berlin besucht haben, berichteten mir von ihren Eindrücken. Alle waren davon überzeugt, daß die Teilung Deutschlands notwendig war, daß die Berliner Mauer eine wichtige Funktion bei der Aufrechterhaltung der Ordnung erfüllt. Aber als die Leute die Mauer persönlich sahen, ergriff sie ein großer Schreck: auf dieser und auf jener Seite leben Menschen derselben Nationalität, viele von ihnen waren miteinander verwandt. Sie waren nicht schuld daran, daß die Politiker das Schicksal des Landes auf diese Weise entschieden.

Von Anfang an war das Schicksal des Landes auf tragische Weise entschieden worden. Hat auch nur einer der faschistischen Theoretiker über eine solche mögliche Zukunft des Landes nachgedacht? Der früher große Staat verwandelte sich nach der Unterzeichnung der Kapitulation am 8. Mai 1945 in ein in mehrere Teile zerrissenes Land. Für Berlin wurde eine besondere Ordnung der Verwaltung vereinbart – die Stadt wurde der gemeinsamen Verwaltung durch die vier Siegermächte unterstellt.

Vom 17. Juli bis 2. August 1945 fand die Potsdamer Konferenz der Regierungschefs aus den USA, der Sowjetunion, aus Großbritannien statt, die die politischen und ökonomischen Richtlinien der gemeinsamen Politik bezüglich des besiegten Deutschlands festlegte. Aber es wäre dumm gewesen anzunehmen, daß solche Großmächte wie Großbritannien, die USA und die UdSSR eine gemeinsame Politik gegenüber irgendeinem Sachverhalt finden können. Schon im April 1946 fand natürlich mit Unterstützung der UdSSR der Gründungskongreß der SED statt. Ich habe noch einmal nachgeschaut, was über dieses Ereignis in meinem alten Schulbuch geschrieben wurde: „Im gesamten östlichen Teil Deutschlands wurden große revolutionäre Veränderungen durchgeführt. Der alte Staatsapparat wurde liquidiert und an seiner Stelle wurden wirklich demokratische (!) Selbstverwaltungsorgane geschaffen.“

... Der westliche Teil war abgetrennt von der übrigen Umgebung. Einige Zeit später wurde die Mauer errichtet. Und es begann der große Gegensatz, der mindestens vierzig Jahre andauerte. Rita Kolberg, eine Bürgerin aus Iserlohn, eine „Freundin“ des Goethe-Instituts, erzählte mir, daß ihre engen Verwandten in Ostdeutschland lebten – wie dies bei vielen deutschen Familien der Fall war. Eine Reise zu ihnen war für Frau Kolberg immer mit großen Problemen verbunden. Nicht nur wegen der Schwierigkeiten, die Reisedokumente zu erhalten. Die Reise stellte auch immer ein moralisches Problem dar. Oft fuhren sie mit der ganzen Familie. Panische Angst hatten sie davor, daß ihre Kinder, die sich immer ganz natürlich benahmen, öffent-

lich irgendetwas sagen könnten, was den Verwandten schadet. Bei den Treffen der Familien herrschte oft eine sehr angespannte Stimmung. Die Empfindung, daß ein Dritter den Unterhaltungen zuhört, ging nie verloren. Bei uns sagt man: „Die Angst hat große Augen.“... Aber die Politik hat diese Angst so tief in die Seele der Menschen eingepreßt, daß der Eindruck von Angst sie nicht für eine Minute verläßt.

Wenn aber die Verwandten nach Westdeutschlands kamen, sprudelte es aus ihnen hervor. Sie benahmen sich völlig natürlich und erzählten ganz offen, was in ihrem Land vor sich ging. Das Land versank in der Lüge. Kaum jemand glaubte an den Erfolg der hoffnungslosen Sache, aber alle bemühten sich, ihre Autorität bei der Arbeit und vor den Nachbarn zu bewahren. Als wir durch Berlin an den Stellen vorbeifuhren, an denen die Mauer gestanden hatte, hat mich erstaunt, daß die Mauer sich durch die ganze Stadt erstreckte. In meiner kindlichen Vorstellung hatte ich sie immer nur an einem bestimmten, punktuellen Ort gesehen. Dennoch existierte dieser „bestimmte“ Ort. Es handelte sich um einen ganz bestimmten Kontrollpunkt und Grenzübergang. Heute befindet sich dort das Museum „Haus am Checkpoint Charlie“. Heute sind in diesem Museum vier Ausstellungen, die die Geschichte der Berliner Mauer und der Grenze erzählen. Ich habe oft gehört, daß Menschen versucht haben, illegal die Grenze zu überqueren. Aber wie groß war der Wille, in die Freiheit zu gelangen. Ein Mädchen wurde zum Beispiel von ihren westdeutschen Bekannten in einem Klavier über die Grenze geschmuggelt. Die Familie hat das Klavier aufbewahrt und dem Museum übergeben. Viele Menschen überquerten die Grenze in Kofferräumen, in Koffern und in Kisten unter Lebensmitteln. Einige konstruierten Flugapparate und flogen in tiefster Nacht über die Grenze. Im Museum erzählte man uns, daß derartige Fluchtversuche oft mit Unglücksfällen endeten. Das Land war mit einem Netz von Stasiagenten überzogen. Wenn ein Außenstehender über die Fluchtpläne erfuhr, dann wurde nur allzu oft eine solche Information an die Stasi weitergegeben. Eine große Anzahl von Menschen verbrachte mehr als ein Jahr im Gefängnis, Verurteilt wegen ihres Willens zur Freiheit.

Wie viele meiner Landsleute stand ich vor dem Brandenburger Tor auf der Seite des Ostteils der Stadt. Fast alle haben – so erzählten sie – darüber nachgedacht, was es wohl kostet, zwanzig Schritte zu tun und sich in einem vollkommen anderen, feindlichen Staat zu befinden. Und sowohl auf dieser als auch auf der anderen Seite standen Menschen. Jetzt wandere ich zwischen den Seiten hin und her, zwanzig Meter bis zur einen, zwanzig Meter bis zur anderen Seite. Ein Land. Die Berliner Mauer ist gefallen.

Es dauert nur noch ein paar Tage, und ich werde Deutschland verlassen. Ich verlasse es in Dankbarkeit. Für den Anstoß, den es meiner geistigen Entwicklung gegeben hat, für den Grund zur Nachdenklichkeit, den es mir gegeben hat. Für die praktischen Fertigkeiten, die mir das Praktikum in der Essener Lokalredaktion der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung und in ihrem Verlag vermittelt hat. In Dankbarkeit gegenüber den Menschen, die mir soviel Zeit gewidmet haben und die aufrichtig hoffen, daß ich das

Wissen, daß ich in Deutschland gesammelt habe, in Rußland werde anwenden können. In Dankbarkeit gegenüber neuen und alten Freunden, die mir geholfen haben, die schwierige Trennung von meiner Familie zu überstehen. Ich verlasse Deutschland in Sorge um seine Zukunft – viele Probleme Deutschlands sind mir während der letzten sechs Monate deutlich geworden.

Ich verlasse Deutschland mit der Hoffnung auf eine Rückkehr.